

Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 33

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Elftes Kapitel.

Die Beerdigung Charlottes war vorüber, und es war natürlich eine große, prunkvolle Trauerfeier gewesen. Wie im Traum hatte Professor Krusius diesen Tag miterlebt. Seine Popularität war keinesfalls gesunken, und von allen Seiten kam ihm aufrichtige Teilnahme entgegen. Männer und Frauen hatten schweigend seine Hand gedrückt. Aber er war sich kaum bewußt, wie diese Leute alle hießen. In seinem Gehirn war ein Gedanke, der darin eingebrennt schien.

Charlotte war tot — und er war nicht imstande gewesen sie zu retten. Er hatte versucht — und der Versuch war ihm mißlungen.

In der Villa Berkenfeld saßen Charlottes Vater und Mutter noch zusammen, nachdem die letzten Trauergäste gegangen waren. Frau Berkenfeld weinte leise vor sich hin, sie schien die letzten Tage überhaupt ohne Unterlaß geweint zu haben. Und ihr Mann ging im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf gesenkt.

So waren sie beieinander, als Krusius hereinkam, um Abschied zu nehmen. Christian Berkenfeld blieb stehen und sah ihn von unten her an.

„Wieder in die Klinik?“ fragte er.

„Ja. Ich muß nach zwei Patienten sehen“, erwiderte er.

„Es geht ihnen besser?“

„Ich hoffe — — —“

Frau Berkenfeld saß ruhelos in ihrem Sessel.

„Nein!“ schrie sie, „spricht nicht davon. Es schneidet mir ins Herz; ich weiß, es ist nicht recht, was ich sage — — aber, es ist so. Ich kann es nicht hören, daß es anderen besser geht. Und unsere Charlotte, unsere liebe, kleine Charlotte ist nicht mehr — — — unser ganzes Vermögen hätten wir gern geopfert, wenn ...“

Das war Hysterie, aber der Vorwurf war nun ausgesprochen, dachte Krusius. Er war unfähig gewesen. Er war unfähig gewesen, Charlotte zu retten. Und das war etwas, das Frau Berkenfeld ihm nie verzieh. Schon während der ganzen letzten Tage hatte sie ihn vorwurfsvoll angesehen, und ihre Blicke hatten seine Qual nur noch vergrößert.

Welchen Zweck hatte es, etwas zu sagen? Zu erklären? Da war nichts zu sagen und zu erklären. Wenn sie nicht begriff, wie er selber litt, war es unnötig, mit ihr noch darüber zu sprechen.

Christian Berkenfeld beugte sich über seine Frau nieder, um sie zu trösten, er legte den Arm um sie:

„Bernhard weiß das alles, Mama“, sagte er. „Du brauchst es ihm nicht zu sagen. Er weiß es — — nicht wahr, Bernhard?“

„Ja, ja — — ich — — ich weiß es.“

Krusius verließ das Haus, stieg in seinen wartenden Wagen und gab dem Chauffeur den Auftrag, nach der Klinik zu fahren.

Krusius atmete schwer. Charlottes Eltern standen ihm im Innern ihres Herzens vorwurfsvoll gegenüber. Er fühlte das. Christian Berkenfeld konnte nicht verstehen, daß der Macht des Geldes Grenzen gezogen waren. Es hatte ihn bisher immer

Fortsetzung 17

nur zu Triumphen geführt, er begriff nicht, daß es Dinge gab, die ihm unerreichbar waren.

Er hatte das natürlich nicht ausgesprochen — ein Mann wie er sagte derartiges nicht — aber Krusius hatte es in seinen Augen gelesen, und er wußte, wie sehr sein ärztliches Ansehen bei den beiden Menschen erschüttert war.

Und das geschah ihm! Ihm, Bernhard Krusius, der alles getan hatte, was er vermochte! Der das Beste gewollt hatte, um das Verhängnis aufzuhalten. Ihm — ihm passierte das. Sie hatten keine Ahnung, wie groß seine Liebe war, sonst konnten sie sich nicht so verhalten.

Der elegante Wagen bog um die Straßenecke. Der Mann, der im Innern saß, preßte den Kopf zwischen die Hände. Er litt grenzenlos, und er wußte, daß die Qual erst begann. Er war keiner von denen, die schnell über alles hinweggingen. Hatte er sich wirklich nichts vorzuwerfen? War alles bei der Operation bedacht worden? War seine Hand vielleicht doch unsicher gewesen?

Alle diese Fragen bohrten sich in sein Gehirn, und er war keines konzentrierten Denkens fähig. Was hatte die eine, die tragische Nacht aus ihm gemacht? Noch nie zuvor hatte er sich wegen seiner Nerven Sorge gemacht. Jetzt war es so weit, und er sah seinen Zusammenbruch voraus.

Der Wagen hielt vor der Klinik und Krusius ließ den Chauffeur warten. Er ging direkt in die Krankenabteilung, um nach den zwei Patienten zu sehen, von denen Frau Steinbach eine war. Er blieb nicht lange an ihrem Bett, sah die Tabelle an und untersuchte sie kurz.

„Sie haben sicher den Wunsch, bald zu Hause zu sein“, sagte er.

„O, gewiß, Herr Professor — — ist es so weit?“

„Es ist so weit.“

Frau Steinbach sah ihn neugierig an.

„Die letzte Zeit war so aufregend“, deutete sie an. „Ich konnte nachts oft nicht schlafen — —“

„Weil Sie zu wenig Bewegung haben“, erwiderte Krusius. „Ich empfehle Ihnen regelmäßige tägliche Spaziergänge, sobald Sie entlassen sind. Ich bin überzeugt, daß dies Mittel helfen wird.“

„Ich will mal sehen“, meinte Frau Steinbach. „Wenn es nicht hilft, dann höre ich mal anderswo rum. Niemand ist ja unfehlbar. Nicht wahr, Herr Professor?“

Es war ein ganz gewisser Unterton in ihrer Stimme. Krusius merkte es nicht oder wollte es nicht bemerken.

„Niemand ist unfehlbar“, erklärte er. „Gewiß, Sie haben recht.“

Er ging noch zu der anderen Patientin, und dann teilte er Dr. Hansen mit, daß der Entlassung von Frau Steinbach nichts mehr im Wege stände.

Thea nickte.

„Sonst noch etwas?“ fragte er.

„Nein, Herr Professor. Es ist alles in Ordnung.“

Er wollte schon gehen, da wandte er sich noch einmal um.

„Ehe ich es vergesse, Kollegin“, sagte er. „Ich soll Ihnen eine Bestellung von — von Herbert ausrichten.“

Thea fuhr leicht zusammen. Sie hatte sich denken können, daß er eines Tages darauf zurückkommen würde. Herbert Medow hatte ihr geschrieben, er hatte sogar telephonierte und ihr sagen lassen, daß er sie unbedingt sprechen müßte. Und sie hatte ihm durch den Hausmeister antworten lassen, daß ihr Anruf in der Klinik keineswegs angenehm seien. Sie war jeder Begegnung mit ihm aus dem Wege gegangen und hatte abends sogar die Klinik durch einen anderen Ausgang verlassen.

Herbert Medow hatte sich nicht zufrieden gegeben, und er hatte noch einmal geschrieben. Er wußte, daß sie gern Musik hörte und er hatte Karten für eine Opernvorstellung besorgt. Ob sie nicht kommen wollte?

Das war gerade ein Tag nach Charlottes Tode gewesen, und Thea wunderte sich, wie er überhaupt etwas derartiges vorschlagen konnte, da er doch bestimmt darüber unterrichtet war, welcher Verlust seinen Bruder betroffen hatte. Aber Herbert Medow schien sich darüber keine Sorgen zu machen. Thea kam zu der wenig angenehmen Feststellung, daß sein Familiensinn gering entwickelt war, und er wenig Anteilnahme für andere Menschen zeigte, die ihm teuer sein mußten. Daher hatte sie die neuerliche Einladung wiederum ausgeschlagen.

„Er kam heute früh bei mir vorbei“, fuhr Krusius fort, „und er hat mich, Ihnen etwas zu bestellen. Er sagte, er würde Sie heute abend Punkt acht Uhr erwarten, und er würde sich freuen, wenn Sie den Abend in seiner Gesellschaft verbringen wollten. Wenn ich recht orientiert bin, hat er Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen.“

„Aber, ich habe doch — — —“

„Er hat mich, bei Ihnen ein gutes Wort einzulegen, und ich bin überzeugt, werte Kollegin Hansen, daß Sie es mir nicht abschlagen werden um so mehr, als Sie mir doch Ihre Hilfe zugesagt hatten. Ich habe selber wenig Zeit, um mich ihm zu widmen.“

„Ich werde kommen“, erwiderte Thea.

„Ich danke Ihnen, Dr. Hansen.“

Er wäre jetzt gegangen, aber er sah es seiner Assistentin an, daß sie jetzt noch etwas zu sagen hatte, etwas, das ihr sehr am Herzen lag.

Ohne Zweifel war Dr. Hansen der einzige Mensch, der Professor Krusius ins Herz sah und erkannte, wie sehr er litt.

„Ich — — — ich wollte noch sagen, Herr Professor“, begann sie, „welche aufrichtige Anteilnahme ich Ihnen und dem tragischen Ereignis der letzten Tage entgegenbringe. Ich weiß, und ich bin fest davon überzeugt“, fuhr sie eindringlich fort, „daß, wenn eine Rettung möglich gewesen wäre, Sie diese auch erzielt hätten, Herr Professor Krusius. Und ich glaube im Namen vieler Kollegen und Kolleginnen zu sprechen, wenn ich Ihnen die Versicherung unseres unerschütterlichen Vertrauens abgebe.“

Impulsiv streckte er die Hand aus und wiederholte.

„Ich danke Ihnen.“

Dann wandte er sich rasch ab und ging fort.

Draußen im Hof standen einige junge Ärzte und diskutierten lebhaft. Einige von ihnen lachten, aber das Lachen erstarrte auf ihren Gesichtern, als Krusius kam. Sie grüßten ihn scheu, und er zog den Hut, während er in seinen Wagen stieg.

Thea hielt die Zusammenkunft mit Herbert Medow nur deshalb ein, weil Krusius sie gebeten hatte. Vorher jedoch ging sie zum Abendessen und erst zwanzig Minuten nach acht Uhr traf sie vor der Klinik ein. Herbert Medow wartete noch.

„Sie haben meine Nachricht also doch bekommen?“ fragte er.

„Ja.“

„Und ich war schon beunruhigt“, erwiderte er, „und war bei dem Hausmeister, um zu fragen, wo Sie zu erreichen wären. Der Mann wußte nichts, oder er wollte nichts wissen — — —“

„Ich habe ihn beauftragt, keine Auskunft zu geben“, erklärte Thea. „Und ich hatte eigentlich gar nicht die Absicht, heute abend zu kommen.“

„Sie haben kein Interesse mehr?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber wohl so gemeint.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es ist mir schwer möglich, abends zu kommen“, sagte sie.

„Mein Dienst nimmt mich sehr in Anspruch und dann — — —“

„Heute ist eine Ausnahme“, unterbrach er sie. „Heute müssen wir etwas feiern.“

Das sah ihm ähnlich, dachte sie. Heute muß er etwas feiern, ausgerechnet heute, am Beerdigungstage der Verlobten seines Bruders. Hätte sie Krusius nicht versprochen, sich Herberts anzunehmen, sie hätte ihn allein gelassen. Er wollte wieder in das Lokal, in dem sie früher gewesen waren, aber sie redete ihm das aus. Sie hatte es übrigens geahnt und darum schon zu Abend gegessen. Sie einigten sich schließlich auf ein Café, das sie zu Fuß auffuchten, denn auch die Autotage war nach Theas Meinung vollkommen überflüssig.

Herbert Medow bestellte, und sie unterhielt sich eine Weile über gleichgültige Dinge.

„Gut, daß Bernhard nicht vergessen hat, Sie zu benachrichtigen“, meinte er auf einmal. „Er ist so zerstreut.“

„Begreiflich“, erwiderte sie.

„Allerdings — — — ich habe seine Verlobte leider nicht gekannt.“

Thea sah ihn an.

„Ihr Bruder liebte sie sehr“, sagte sie leise, „und jetzt, da er sie verloren hat, liebt er sie wohl noch mehr. Er ist als Arzt wie als Mensch groß und edel, und er ist ja auch zu Ihnen sehr gut und hilfreich gewesen.“

Es kam Farbe in sein Gesicht.

„Ja, ja“, sagte er, „Sie haben vollkommen recht.“ Nach einer Weile fuhr er fort. „Sie brauchen nicht anzunehmen, daß ich etwa gefühllos wäre. Aber, sehen Sie — — — Ich selbst habe soviel durchgemacht, soviel Jammer und Elend gesehen und miterlebt, und nun geht es wieder aufwärts mit mir.“

Die Sonne wärmt mich wieder, wenn ich so sagen darf und die Nachtseiten des Lebens jagen mir Grauen ein. Ich sehe alles so hoffnungsfroh und ich bin so glücklich — und da kommt auf einmal dieser Todesfall dazwischen. Ich mag gar nicht daran denken, zumal doch meine Mutter erst — — —“ Er unterbrach sich und fuhr dann fort: „Natürlich habe ich Bernhard mein Beileid ausgedrückt. Er schien mich zu verstehen, und wir haben uns still die Hände gedrückt.“

Thea kam nicht weiter auf das Thema zurück, denn sie konnte seine Beweggründe und seine Handlungsweise nicht verstehen. Sein Bruder hatte doch unendlich viel für ihn getan, und trotzdem schien ihn, Herbert, der Schicksalsschlag ziemlich kalt und gleichgültig zu lassen.

Herbert Medow plauderte unterdessen angeregt von seinen Erlebnissen. Er hatte in seinem Geschäft einen wichtigen Posten erhalten. Das war der Grund seiner Fröhlichkeit, und deshalb war der Tag für ihn ein Feiertag. Und dann ließ er noch durchblicken, daß für die nächste Zukunft noch eine ganz andere Ueberraschung in Aussicht stände.

Seine Firma und verschiedene andere Geschäfte hätten sich zusammengetan, um ein großes Erholungsheim für die Gesellschaftsmitglieder zu errichten. Sein Bruder Bernhard wäre an diesem Projekt nicht unbeteiligt, und er würde es so einrichten können, daß er, Herbert, als Geschäftsführer in dem Heim eingesetzt würde. Ein Arzt sei auch schon vorhanden, und man suche nur noch eine Ärztin für die weiblichen Erholungsuchenden und die Kinder. Für ihn sei das eine Lebensstellung, eine ganz sichere Lebensstellung, in der er heiraten könne, ganz abgesehen von dem Umstand, daß seine zukünftige Frau vielleicht auch in dem Erholungsheim tätig sein könnte — — —

So erzählte er und deutete vorsichtig an, und in allem schien er auf einen bestimmten Punkt hinauszuwollen, dessen Berührung Thea in Verlegenheit versetzte.

Weder Thea noch Herbert bemerkten das elegante Paar, das einige Tische entfernt saß, ein junger Herr und eine sehr hübsche, junge Dame.

Eines war jedenfalls sicher, diese junge Dame brachte Herbert Medow das größte Interesse entgegen, ein Interesse, das von dem Herrn in ihrer Begleitung geteilt wurde.

„Du irrst dich wirklich nicht?“ fragte er. „Es ist Herbert Medow?“

Lisa Melrum sah ihren Bruder ungeduldig an.

„Wie soll ich mich irren“, erwiderte sie. „Natürlich ist er es. Ich werde doch Herbert kennen.“

„Und was willst du tun?“

„Ich weiß auch nicht. Was meinst du, Kurt?“

Kurt Melrum trank seinen Kaffee aus und stellte die Tasse bedächtig nieder. Dann beugte er sich etwas über den Tisch zu seiner Schwester hinüber.

„Du kennst meine Meinung über Medow“, sagte er. „Ich irre mich selten, und ich weiß, was uns der Junge nützen kann. Er ist wieder oben auf, wie es scheint. Wenn du es geschickt anfängst, Lisa, kann uns das von großem Vorteil sein, ich habe ausgezeichnete Renntips, todssichere Tips, und nur das Geld fehlt wieder einmal.“

Lisa zuckte die Achseln.

„Ich wundere mich sehr über deine Worte“, sagte sie. „Vor ein paar Wochen hast du mir gerade das Gegenteil gesagt und

mir geraten, ihm einen Brief zu schreiben und jede Verbindung mit ihm abzubrechen.“

„Allerdings“, antwortete er, „aber jetzt ist das etwas anders. Sieh ihn doch an, wie er angezogen ist. Er hat Geld.“

„Und?“

„Und wir haben keines.“

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte sie:

„Also soll ich sagen, daß ich es mit dem Brief nicht so gemeint hatte?“

Er lächelte.

„So ungefähr“, meinte er. „Die Einzelheiten muß ich deiner diplomatischen Geschicklichkeit überlassen. Du hast doch großen Einfluß auf ihn gehabt, und es gab kein Opfer, das er nicht deinetwegen gebracht hätte.“

Sie lachte auf.

„Da hast du mal recht, Kurt“, erwiderte sie. „Sogar ins Gefängnis ist er deinetwegen gekommen. Vielleicht schreckt ihn das vor weiteren Bekanntschaften mit mir ab. Und dann — vergiß die Dame nicht, die bei ihm sitzt. Sie scheinen vertraut zu sein. Und — hübsch ist sie auch.“

„Geh' hin“, sagte er kurz, „und sprich mit ihm.“

„Er wird tun, als ob er mich nicht kennt“, murmelte sie. „Ich gehe lieber nicht hin.“

„Du gehst hin“, sagte er. „Hast du Angst, oder hast du die Nerven verloren?“

Sie sah ihn nicht an, und ein Zucken flog über ihr Gesicht.

„Nun?“ fragte er.

Sie stand auf.

Fortsetzung folgt.

Am Waldbächlein

Ein Bächlein hör' ich rauschen,

Es fließt an mir vorbei;

Ich möchte mit ihm tauschen,

In sel'ger Schelmerei.

In übermüt'gen Sprüngen

Geht rasch es seinen Weg,

Vorbei an Brombeerschlingen,

Durch, unterm kleinen Steg.

Und lange, traumverloren

Lauscht' ich dem stillen Sang,

Bis leis' zu meinen Ohren

Die Abendglocke klang.

G. Wegmüller.

Die Berner Ortswehr ist auf den Hund gekommen

glücklicherweise nicht im übertragenen, sondern im wahrsten Sinn des Wortes. Von der Erkenntnis ausgehend, daß für die Schweiz der Krieg noch lange nicht fertig ist, sondern jetzt erst langsam anfängt, begannen vor einigen Wochen überall im ganzen Land herum die Musterungen für die freiwilligen Ortswehr-Formationen, zu denen sich bald tausende und abertausende schießkundiger Männer der jüngsten und ältesten Generation begeistern meldeten. Die Berner, die ja (entgegen aller übelwollenden Weltmeinung) schon in so mancher Hinsicht für die übrige Schweiz tonangebend waren und immer noch sind, gingen aber kurz darauf einen Schritt weiter und kamen dabei völlig auf den Hund, d. h. auf die Hunde, die sich zum Aufstöbern, Verfolgen und zum Kampf gegen allfällige Fallschirm-

abspringer und Saboteure eignen. Diese Hunde (es sind vor allem Schäfer, Dobermann und Bulldoggen) werden nun in einem Spezialtraining auf ihre neue Aufgabe hin ausgebildet und gleichzeitig an die ihnen zugeteilten Schützen gewöhnt, mit denen sie im Ernstfall, bei Tag oder Nacht, in Wald und Feld eingesetzt werden sollen. Von den für diesen Dienst in Frage kommenden Hunden wird nicht nur eine ausgezeichnete Nase, blinder Kadavergehorsam, Schnelligkeit und Ausdauer, sondern u. a. auch Todesverachtung und unbedingte Unempfindlichkeit gegen Maschinen-, Revolver- und Handgranatentatnal verlangt. Abzuklären bleibt nur noch die Frage, ob solchen Ortswehr-Hunden der Sold in Form einer Extrawurst verabreicht werden soll, und ob sie auch aspirieren können.